

# Freiheitsbaum und Weihnachtsbaum : eine historische Miniatur

Autor(en): **Burckhardt-Seebass, Christine**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **73 (1977)**

Heft 3-4: **Geburtstagsausgabe für Hans Trümpy**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117227>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Freiheitsbaum und Weihnachtsbaum. Eine historische Miniatur

Von *Christine Burckhardt-Seebass*

Während zwischen Weihnachtsbaum und Maibaum eine Vetternschaft formaler, sprachlicher und bedeutungsmässiger Art schon öfter konstatiert worden ist<sup>1</sup> und zwischen Maibaum und Freiheitsbaum sogar ein noch direkteres Verwandtschafts- und Abhängigkeitsverhältnis nachgewiesen werden kann<sup>2</sup>, erscheinen dem volkskundlich

---

<sup>1</sup> Im ersten von Johann Peter Hebels Weihnachtsbaumgedichten, «Die Mutter am Christabend» (Werke, hrsg. v. Wilhelm Altwegg, Bd. 1, Zürich o. J., S. 68 f.), heisst es schon: «Jetzt wär er [der Baum] usstaffiert/ und wie ne Maibaum ziert», mit Schmuck nämlich – insbesondere Bänder und künstliche Blumen –, der auch für Maibäume vielfach bezeugt ist. Sprachlich zielt der Begriff Maibaum oder Maie nicht primär auf einen im Monat Mai auftretenden (wiewohl etymologisch davon abhängigen) Baum, sondern kann als Oberbegriff alle Arten von brauchtümlichen Bäumchen oder Blumengebinden (in Basel in dieser Bedeutung noch durchaus geläufig) umfassen (vgl. Schweiz. Idiotikon IV, 3 ff.). So nennt G. A. Seiler, Die Basler Mundart, Basel 1879, S. 201 Maijebaum als Synonym für Bäumchen, die an einer Aufrichte, am Bannumgang, als Ehrengabe für einen neuen Wirt, als Schmuck für das letzte Heufuder und eben als Christbaum Verwendung fanden. (Spreng kannte gut hundert Jahre früher noch keinen Ausdruck für letzteren!) Die Zurückführung beider Phänomene auf eine gemeinsame Bedeutungswurzel im «Kreise der Naturfeste» hat Wilhelm Mannhardt versucht in: Wald- und Feldkulte, Bd. 1, Nachdruck Darmstadt 1963, S. 244 ff. und passim. Der Gedanke, nicht nur in Maibräuchen, sondern auch im Baum zur Wintersonnwende ein Symbol des kommenden Sommers, und das heisst für ihn: des Vegetationsdämons, zu sehen, lag gewiss nicht allzu fern und konnte sich mit christlichen Interpretationen des Weihnachtsfestes (etwa auf der Linie Christus macht alles neu – Es ist ein Ros' entsprungen... mitten im kalten Winter – Paradiesesbaum-Weihnachtsbaum-Kreuzesbaum) verbinden. Es sind dies Vorstellungskombinationen, die zum Schrecken zünftischer Volkskundler ihre populäre Faszination noch nicht überall völlig eingebüsst haben. Die formalen Ähnlichkeiten, für die Mannhardt eine immer noch erstaunliche Fülle von Belegen bringt, vor allem die häufige Verwendung der symbol-«trächtigen» Nüsse, Äpfel und Eier als Schmuck für beide Bäume, waren für ihn die wichtigsten Indize; dass diese Schmuckformen, ebenso wie die Bäume und Zweige überhaupt, relativ frei verfügbare und auch leicht zu beschaffende Elemente des festlichen Lebens ganz allgemein darstellen, mögen er und seine Zeit als lächerlich vordergründige Erklärung abgetan haben. Dass zumindest der Gemeinschafts-Maibaum als Zentrum öffentlicher Frühlingsfeiern nicht im agrarischen Bereich aufgekommen sein kann, sondern eher im höfischen oder städtischen Milieu, darauf hat überzeugend Hans Moser hingewiesen in seinem Aufsatz «Maibaum und Maiebrauch», in: Bayer. Jahrbuch f. Volkskunde 1961, S. 115 ff. Damit rücken sich Maibaum und Weihnachtsbaum, jedenfalls in Bezug auf den gesellschaftlichen Ort ihrer Herkunft, wieder ein Stückchen näher!

<sup>2</sup> Hans Trümpy, Der Freiheitsbaum, in SAVk 57, 1961, S. 103–122, bes. S. 106 f.: Die ersten Freiheitsbäume erschienen in Frankreich in grosser Zahl im Mai 1792, es waren traditionelle Maibäume mit neuem, politischem Sinn. Bei ihrem Auftreten in der Schweiz lassen sich zwar keine datummässigen Bezüge zu den auch hier älteren Maibäumen mehr herstellen; Freiheitsbäume erschienen dann, wenn die

trainierten (oder deformierten?) Auge an Freiheits- und Weihnachtsbaum wenig verbindende Züge<sup>3</sup> und mehr recht gewichtige Unterschiede. Es sind Unterschiede vor allem der Brauchsphäre, der Ausübung und der Trägergruppen: hier die Öffentlichkeit politischer Ereignisse und nationaler Feiern mit ihrer wichtigsten Trägerschaft, den Männern (vor allem den jungen Männern), und öffentlichen, kollektiven Schauplätzen, auf denen das Aufrichten und Feiern des Baums als Gemeinschaftsanlass vor sich geht, dort die starke Ausrichtung auf und die Prägung durch die Intimität der Familie, insbesondere das Verhältnis Mutter–Kind, das Element der Heimlichkeit oder doch Überraschung bei den Vorbereitungen und der Feier und die Bindung des Fests und damit des Brauchs an das Kirchenjahr. Die Frage, welcher der beiden Bäume der jeweils populärere (und damit volkskundlich relevantere), welches der mit abstrakten Ideen der Oberschicht schwerer beladene<sup>4</sup> ist oder war, diese Frage freilich muss heute wohl vorsichtiger und differenzierter beantwortet werden als vor einigen Jahren<sup>5</sup>. In beiden Formen und Bräuchen konnte naive Festfreude

---

politischen Ereignisse eine Demonstration erforderten, allerdings in brauchtümlicher Form: oft gefrevelt, durch die Jungmannschaft aufgestellt, von den Frauen und Mädchen mit Blumen und Bändern geschmückt wie der Maibaum (s. die «Rede, gehalten den 23. Juli 1832, bei der Errichtung des Freiheits-Baumes in Binningen, von Emanuel Jundt, Sohn»), mit Tanz und Gesang gefeiert. Vgl. dazu auch Eduard Strübin, *Die Baselbieter Freiheitsbäume*, in: *Baselbieter Heimatblätter* 39, 1974, S. 385–407, bes. S. 392f. Strübin weist aber S. 395 darauf hin, dass von den Brauchträgern selbst in der jüngsten Vergangenheit kein Zusammenhang zwischen den beiden Baumarten mehr gesehen worden ist. Es ist also kaum anzunehmen, dass der – in Baselland noch lange bekannte – Freiheitsbaum den Brauch des Maibaumsetzens lebendig gehalten hat. Beide dürften zeitweise selbständig nebeneinander und neben anderen brauchtümlichen Bäumen existiert haben.

<sup>3</sup> Louis Combes, *Episodes et Curiosités révolutionnaires*, Paris 1872, Kap. II, nennt in ganz allgemeiner Form unter den Ahnen des Freiheitsbaums, neben Götterbäumen der Antike, heiligen Bäumen exotischer Völker, Erinnerungs- und Dichterbäumen, auch den Weihnachtsbaum.

<sup>4</sup> Nach einer Formulierung von Trümpy (wie Anm. 2, S. 111); er hatte aus diesem Grund den Freiheitsbaum noch für keinen «vollgültigen» Gegenstand der Volkskunde gehalten.

<sup>5</sup> Wie sehr der Freiheitsbaum gerade in den Dreissigerwirren in Baselland volkstümlich war, nicht nur als Anlass zu ausgelassenem Treiben mehr oder weniger traditionellen Stils, sondern auch als Zeichen einer politischen und geistigen Bewegung, die nicht oberflächlich blieb, sondern weiteste Kreise erfasste, darauf hat Strübin (wie Anm. 2) hingewiesen. Die städtisch-bürgerliche Herkunft des Weihnachtsbaums auf der anderen Seite und seine Propagierung durch diese und höfische Kreise ist bekannt. Dass auch er nicht nur «harmloser» kindlicher Freudenbringer sein konnte, sondern sich als Symbol recht verschiedenartiger Ideen interpretieren lässt, zeigt die ältere volkskundliche Forschung, zeigen auch die folgenden Beispiele. Mit ihren Untersuchungen zur deutschen Familien-Weihnachtsfeier, deren Inbegriff der Lichtenbaum ist, hat Ingeborg Weber-Kellermann

ebenso zeichenhaft sichtbar werden wie bewusste Geisteshaltung, beide tragen gelegentlich modische und ideologische Züge. Eine Zusammenschau der beiden Phänomene mag von daher zumindest theoretisch gerechtfertigt sein; sie wird es auch praktisch durch zwei Zeugnisse aus der selben Region und dem selben Zeitraum – das Baselbiet der Dreissigerwirren – von Brauchträgern, die selbst eine Beziehung zwischen Freiheits- und Weihnachtsbaum gesehen haben<sup>6</sup>. Die von ihnen angesprochenen Verbindungslinien erscheinen zunächst als solche rein gedanklicher Art, sie sollen hier aber auch auf mögliche zeit- und brauchgeschichtliche Bezüge hin geprüft werden.

Im September 1833 veröffentlichte der «Unerschrockene Rauracher», die seit Juli 1832 erscheinende erste, liberale Zeitung des jungen Kantons Basel-Landschaft, unter der Überschrift «Ein Lob und ein Tadel» eine Einsendung aus Maisprach<sup>7</sup>. Darin heisst es:

«Das Setzen der Freiheitsbäume hat unser Aller Wohlgefallen, und als wir den ersten setzten, glaubten wir, *der heilige Christ habe uns bescheert*, und nach langem Winter der Knechtschaft uns mit seinem Immergrün einen ewigen Frühling versprochen. Unsere ganze Gemeinde nahm Antheil, und wir suchten den schönsten Baum aus unserm Walde. Es war uns ein Fest. Wie aber nun, wenn etliche Schreier und Störenfriede jedesmal, wenn ihnen die Laune kommt, in unsern Wald laufen und – ohne die Gemeinde zu fragen – einen Baum fällen und vor ihre Häuser pflanzen wollten; könnte man das nicht verbieten? Wir meinen wohl. Der Wald ist Gemeindsgut, und wer ihn antastet, verletzt das Eigenthum. Auch ist es unwürdig, solch einen schönen Brauch, wie das Setzen der Freiheitsbäume ist, auf abgeschmackte und ungezogene Art wiederholt zu sehen.»

Die Sorge der Gemeindebehörden läuft offensichtlich darauf hinaus, die Freiheit in einer würdigen und doch die Gemeinde nicht schädigenden Weise zu feiern. Besonders betont wird die notwendige Rücksicht auf die kommunalen Waldbestände; forstwirtschaftliche Bedenken haben auch sonst in Zusammenhang mit brauchmässigen Baumsetzungen immer wieder zu Einschränkungen, Verboten und Prozessen geführt – für die Volkskunde wichtige Bausteine zur Rekonstruktion einer Brauchgeschichte<sup>8</sup>. Psychologisch geschickt ist in un-

unseren Blick geschärft für die gesellschaftlichen, ökonomischen und pädagogischen Bedingungen und Implikationen auch dieses Brauchs (besonders in «Die deutsche Familie», suhrkamp taschenbuch 185, Frankfurt 1974, Exkurs S. 223 ff.).

<sup>6</sup> Es handelt sich wohl um Einzelbelege, um subjektive, individuelle Aussagen, die nicht unbedingt damals verbreitete Vorstellungen wiedergeben. Es soll hier trotzdem der Versuch gemacht werden, sie in etwas grössere Zusammenhänge zu stellen, ohne sie damit überstrapazieren zu wollen.

<sup>7</sup> Nr. 12, 19.9.1833. Die Stelle ist schon herangezogen bei Strübin (wie Anm. 2, S. 394 und Anm. 90).

<sup>8</sup> So in der Geschichte des Weihnachtsbaums; vgl. die entsprechenden Passagen in der Arbeit des Forstwissenschaftlers Kurt Mantel, Geschichte des Weihnachtsbaums, Hannover 1975, S. 5 ff. und 97 ff. Für den Maibaum bringt Moser (wie Anm. 1) Belege bis in die neueste Zeit.

serem Fall die Anspielung auf den Gemeindebesitz; sie konnte in der damaligen Situation, wo die Frage des Gemeinwohls, der materiellen und geistigen Existenzgrundlage des jungen politischen Gebildes von vitalem Interesse war, zumindest mit der emotionalen Zustimmung der Leser rechnen. Ähnlich stand es wohl mit dem Tadel am allzu lauten und pöbelhaften Treiben gewisser Dorfbewohner (oder auch Auswärtiger). Auch andere Gemeinden hatten zu kämpfen gegen derartige Exzesse, durch die in jener unruhigen Zeit, unter dem Deckmantel patriotischer Heldentaten, die Bevölkerung terrorisiert wurde<sup>9</sup>. War die Situation in Maisprach aber nicht doch eine besondere? Es ist daran zu erinnern, dass das Dorf, isoliert von seiner Umgebung, zu den stadttreuen Gemeinden gehört hatte, dass es also erst nach dem 3. August 1833 von Basel getrennt wurde und zum neuen Kanton kam. Am 5. August wurde es, wohl zur Strafe, von einer Rotte von «Patrioten», zu denen ohne Zweifel Nachbarn aus Buus gehörten (das sich von Anfang an betont revolutionär-fortschrittlich verhalten hatte), gestürmt und geplündert<sup>10</sup>. Als am 26. August die Tagsatzung den Totaltrennungsbeschluss aussprach, sollen überall Freudenfeuer entzündet und Freiheitsbäume neu geschmückt oder errichtet worden sein – so zum erstenmal auch in Maisprach, dem nichts anderes als das Modern- und Konformseinmüssen mehr übrig blieb<sup>11</sup>. In diesem Licht muss die Einsendung an den «Rauracher» gesehen werden. Das Erzwungene, Übereifrige, wenig Spontane der Freiheitsbaum- und Trennungssiegesfeier bestimmt ihren Ton, schon im ersten und auch noch im letzten Satz: «Das Vivatrufen kann man keinem Menschen befehlen, denn jeder braucht seine eigene Kehle dazu, und es soll ein

<sup>9</sup> Strübin (wie Anm. 2, S. 392 ff.), allgemeiner Karl Weber, Die Revolution im Kanton Basel 1830–1833, Liestal 1907.

<sup>10</sup> Karl Graf, Heimatkunde von Maisprach. Liestal 1968, S. 10; über Buus ders., Heimatkunde von Buus, Liestal 1972, S. 12.

<sup>11</sup> Das Erzwungene des inneren Umschwungs scheint auch der Gegenseite bewusst gewesen zu sein. Im «Rauracher» Nr. 10 vom 5. 9. 1833 heisst es unter der Überschrift «Freiheitsbäume»: «Immer besser werden die [bisher] stadtbaselischen Gemeinden die, vielen ihrer Bürger gegen ihren anfänglichen Wunsch, zu Theil gewordene Freiheit würdigen; sie schämen sich, daß sie selbst bis zur Anzündung der Signalfeuer zum Bürgerkrieg, ja bis nach Ausbruch desselben am 3. August als bewußtloses Werkzeug sich von den Baselern mißbrauchen ließen. Sie fangen an, schweizerische Grundsätze zu achten, und die eidg. Farben, wenn nicht so fast an der Armbinde der eidg. Militairs, so doch an den Freiheitsbäumen lieber zu gewinnen als das nun verschwundene weiß und schwarz der Baselstadt... Überall in den früher getrennten landschaftlichen Ortschaften herrscht wegen des Totaltrennungsbeschlusses vom 26. August ein ungetheiltes Vergnügen und es werden die Freiheitsbäume erneuert und wieder geschmückt.» Der Einsender von Maisprach gibt die Antwort auf diesen Artikel.

freier Ausdruck der Seele sein» und «Es lebe die Freiheit der Landschaft, aber nicht die Pöbelhaftigkeit einiger Gesellen». Vielleicht wird von hier aus auch die religiöse Emphase<sup>12</sup> und der Vergleich der Freiheitstanne mit dem Christbaum verständlicher. Falls wir nicht einfach bittere Ironie daraus hören wollen, was denkbar, aber im Rahmen einer Einsendung an gerade diese Zeitung wenig wahrscheinlich ist, werden wir darin wohl das vielleicht resignierte, aber ernsthafte, christlich-fromme Bemühen erkennen können, sich mit dem unvermeidlichen Neuen zu identifizieren und zu sein wie die andern. Ob darüber hinaus mit dem religiösen Bild demonstrativ wahre kirchliche Gläubigkeit gegenüber der von den «Patrioten» vertretenen freigeistigen Linie zum Ausdruck gebracht werden sollte, lässt sich leider nicht erkennen; ausgeschlossen ist es nicht<sup>13</sup>. Der Christbaum – den im August zu bemühen auffällig genug bleibt – wäre dann nicht nur, soll der Vergleich nicht hinken, eine Erscheinung von hoher Bedeutung, Inbegriff des Neuen, Festlichen und Hoffnungsfreudigen, sondern auch ein betont christliches Symbol<sup>14</sup>.

Das zweite Zeugnis stammt aus dem «Christlichen Volksboten aus Basel», einer im Mai 1833 von drei vertriebenen Pfarrern der Landschaft gegründeten erbaulich-politischen Wochenzeitschrift, die sich vor allem an die Baselbieter richtete und, besonders in den ersten Monaten und Jahren, in ihren Beiträgen zum Tagesgeschehen eine entsprechend eindeutige politische Linie verfolgte. Es ist der Aufsatz

<sup>12</sup> Sie klingt auch sonst etwa an, und zwar, im Unterschied zum Frankreich der neunziger Jahre mit seinem *culte de la raison*, in durchaus christlichem Sinn. Bei Jundt (wie Anm. 2) wird der Binniger Freiheitsbaum ein «heiliges Symbol» genannt, ein Bibelzitat schmückt ihn: «Bis hieher hat uns Gott geholfen/Er wird uns ferner beistehen», und der Redner bekräftigt dies: «Ja, meine Brüder, er ist uns beigestanden» (im ersten Gefecht gegen Basel, 1831, nämlich).

<sup>13</sup> Der Einfluss der Pfarrer, vor allem der dem Pietismus nahestehenden, auf das geistige und politische Klima der Gemeinden in jener Zeit ist in vielen Fällen bekannt; für Maisprach fehlen dafür vorläufig Hinweise. Die Gemeinde gehört kirchlich zu Buus; der damalige Pfarrer, Johannes Hoch, ein Baselbieter, aber durch seine Familie mit der Stadt verbunden, verliess das Pfarrhaus 1832 und hielt sich noch einige Zeit in Maisprach auf; er war später an Institutionen der Christentumsgesellschaft tätig (s. Karl Gauss, *Basilea reformata*, Basel 1930).

<sup>14</sup> Das lässt auf eine Vermittlung und Deutung des Brauchs, der damals im Baselbiet noch recht neu gewesen sein dürfte (vgl. unten), durch Pfarrer oder kirchliche Kreise schliessen. Dass der an sich «neutrale» Baum auch anders interpretiert werden konnte, zeigen etwa Johann Peter Hebels (des Theologen!) Gedichte «Eine Frage» und «Noch eine Frage» (Werke, wie Anm. 1, S. 70ff.), wo der Weihnachts-Stechpalmenbaum, ohne christliche Allusionen, einmal als Ausdruck pädagogischer Ideen und Zeichen des Frühlings, einmal als Gleichnis des Lebens interpretiert wird: «Lueg, liebi Seel, vom Menschelebe soll / der dornig Freudebaum en Abbild sy.»

«Die Weihnachtsfeier. Brief eines vertriebenen Landpfarrers an die Kinder seiner Kirchgemeinde» von Johannes Linder, erschienen im Dezember 1834<sup>15</sup>. Darin träumt sich der Schreiber zurück zu den Kindern in seiner alten Pfarrgemeinde Ziefen in der Weihnachtsnacht:

«[Ich] wünschte nichts lieber, als daß das Weihnachtskindlein, wenn es in der heiligen Nacht herumgeht, mich in alle Häuser mitnähme, daß ich doch auch zu- sehen könnte, wie es euch steuert... Und wenn ich euch denn auch, dieweil ihr wachet, nicht sehen darf – was mir oft die Augen übertreibt und beinahe das Herz bricht, – so meine ich doch, es sollte niemand etwas dagegen haben, wenn ich käme, während fast Alles schläft. Ich wollte euch gewiß nicht wecken... Ich wollte auch auf dieser Nachtreise gewiß nichts gegen die Freiheit unternehmen<sup>16</sup>. Im Gegentheil, ich komme mit dem Weihnachtskindlein durch den Wald zu euch, den man den Bloont heißt<sup>17</sup>, und da haue ich tapfer zu, bis ich für jede Haushaltung ein Freiheitsbäumlein habe, von grünen Stechpalmen (Buchs gibt es, glaub ich, dort nicht.) Die pflanze ich aber nicht *vor* dem Hause auf, sondern gar *in* das Haus; etwann ans Fenster, oder über eure Bettlein, oder über den großen Tisch... Denn die Freiheit, die das Weihnachtskindlein bringt, ist erstaunlich groß und wichtig. Es ist nicht nur eine allgemeine *Landesfreiheit*, die dem König und Bettler gleiche Rechte verleiht, es ist auch eine rechte *Hausfreiheit*, und ihr Wahrzeichen gehört daher in *jedes* Haus. Denn ohne diese Freiheit sind wir durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte, und ziehen am abscheulichen Götzenwagen jenes großen Tyrannen, welcher *Sünde* heißt... Es ist leider auch schon manches Kind aus den Schulbänken gerissen, und an diesen Wagen gespannt worden. Aber durch die Weihnachtsfreiheit kann man noch zu rechter Zeit davon los werden.»

Noch an einem anderen weihnachtlichen Bild wird der Unterschied zwischen Zeitgeschichte und Heilsgeschichte, zwischen politischer und göttlicher Grösse exemplifiziert: Der Verfasser erzählt von einem Gemälde, das die Gemahlin Napoleons von ihrem Söhnlein, dem König von Rom, hat anfertigen lassen, als Geschenk für den Kaiser, der in Russland Krieg führte. Der kleine Knabe war darauf zu sehen,

«wie er in einer prächtigen goldenen Wiege saß... halb nackt, so freundlich und herzig, und spielte auf seinem Bettlein mit einem Szepter und einer Weltkugel... Der Vater hatte damit eine unermessliche Freude. Er ließ die goldne Rahme [!] vor seinem Zelt auf einen Stuhl stellen, und da mußten alle seine Generäle und Offiziere und endlich auch die Soldaten seiner Leibwache kommen und das Bild besehen und bewundern.»

<sup>15</sup> Nr. 51, 18. 12. 1834, und Nr. 52, 24. 12. 1834.

<sup>16</sup> Den vertriebenen Pfarrern war das Betreten ihrer früheren Gemeinden verboten. Für Linder galt dies sozusagen in besonderem Mass; er, der ohne Zweifel wesentlichen Anteil an der Baseltreue Ziefens hatte, war für die neue Regierung einer der bestgehassten Männer, und der von ihm zeitweise mitredigierte «Volksbote» und der «Rauracher» lieferten sich als Kontrahenten einen oft schonungslosen Pressekampf; der «Weihnachtsbrief» wurde ganz bestimmt nicht nur und nicht zuerst von den Ziefener Kindern gelesen!

<sup>17</sup> Bloont, Flur- und Waldbezeichnung im Nordosten des Ziefener Gemeindebanns.

Die Szene wird vorgestellt als trübe und dabei hybride Kopie der Anbetung des Kinds im Stall von Bethlehem durch die Hirten. Der in Gold gebettete kleine König von Rom ist ja jung, und ohne das Szepter im Ernst getragen zu haben, gestorben; das Kind in der Krippe aber ist zum Herrn und Erlöser der Welt geworden, und dieser

«wird die alte Schlange, und alle unsre Feinde unter seine Füße treten, und uns die große und herrliche Freiheit erwerben, deren Sinnbild und Zeichen der Weihnachtsbaum ist. O daß man doch nur wirklich sagen könnte, daß, wo man einen Weihnachtsbaum aufgerichtet sieht, das ein Zeichen sei, daß in diesem Hause wirklich die Alten und die Jungen frei werden *wollen*, und daß man hier dem Jesuskindlein huldigt, und es anbetet, wie die Hirten.»

Sicherer als beim Zeugnis aus Maisprach können wir hier annehmen, dass Linder mit dem Vergleich von Freiheitsbaum und Weihnachtsbaum nicht einfach einige politische Seitenhiebe austeilte und ein aktuelles weltliches Symbol zum eingängigen Predigtexempel ummünzen wollte (letzteres schon deshalb nicht, weil die Erwähnung des Freiheitsbaums im Dezember 1834, mehr als ein Jahr nach dem formalen Ende der Trennungswirren, nicht mehr modisch, sondern bereits leicht antiquiert anmuten musste). Linder kämpfte nicht primär einen politischen Kampf, für das baslerisch-konservative Régime und gegen die liberale Demokratie, sondern er focht, als Vertreter einer pietistisch-asketischen Frömmigkeit, einen geistlichen Streit gegen modernen Freigeist und vermeintlichen Unglauben<sup>18</sup>. Schon in einem Gedicht vom September 1833, nach seiner Vertreibung aus Ziefen<sup>19</sup>, die ihm als Schlag gegen die Kirche vorkam, wirft er den das Baselbiet unterstützenden Schweizern vor:

«Ihr schlagt die Hirten, ihr zerstreut die Heerden,  
Verwüstungsgräuel steht im heil'gen Raum;  
Des Wortes Leuchter muß zertrümmert werden;  
Statt Christi Kreuz herrscht nun der Freiheitsbaum.»<sup>20</sup>

Der Brief an die Kinder seiner ehemaligen Gemeinde soll in diesem Sinn erzieherisch wirken. Das erhellt auch aus den anderen Vorschlä-

<sup>18</sup> Vgl. seine Biographie, aus der Feder des Sohns: August Gottlieb Linder, Johannes Linder, Basel 1880. Sein seelsorgerlicher Einsatz für Ziefen war beispielhaft und wurde ihm über die Kantonstrennung hinaus von vielen Gemeindegliedern durch grosse Anhänglichkeit vergolten; etwas von seiner Wirkung mag noch bis in die jüngste Vergangenheit hinein spürbar gewesen sein. Vgl. auch «Heimatkunde von Ziefen» Kap. XI (verf. von Philipp Alder), Liestal 1973.

<sup>19</sup> In den Tagen also, da auch Maisprach unter den Auswüchsen des Freiheitsbaumtaumels litt.

<sup>20</sup> «Abschied vom Regoldswilerthal», im «Volksboten» Nr. 21, 19.9.1833, und separat erschienen.



gen zur «heiligeren» Gestaltung der Weihnachtstage, die Linder macht:

«Man sollte z. B. dieses Fest anstatt um drei Uhr Abends erst um acht oder neun Uhr einläuten, wenn die Leute bald zu Bette gehen wollen. Und wenn unsere Kirchtürme zweckmässiger gebaut wären, so könnten wir auch etwas von den Türken lernen, welche die Feste ihres falschen Propheten von ihren Minarets herab ankündigen. Da sollte demnach der Gesang einer lieblichen Weihnachtsmelodie vom Thurm herab erschallen, und wo man Posaunen hätte, sollten sie den Gesang begleiten. Zu diesem Gesang nähme man die 20 besten Schüler, und jeder hätte eine schöne papierene Laterne in der Hand, einer eine rothe, der andere eine blaue, der dritte eine weiße und so fort, mit einem großen Lichte erleuchtet. Das würde sich prächtig ausnehmen!»

Ein ähnlicher Gottesdienst, mit Kindergesang und Kerzenlicht, könnte am Weihnachtsmorgen in der Kirche stattfinden. Man ist versucht, was Linder «heilig» nennt, boshaft mit «stimmungsvoll» zu übersetzen...<sup>21</sup> Der Vorschlag verfolgte aber einen konkreteren Zweck: mit dem lieblichen Choralsingen und dem feierlichen Abendgeläute der Kirchenglocken sollte ein nichtkirchlicher Brauch verhindert oder ersetzt werden: das Nünichlinge, ein lärmiger Umzug der ledigen Männer, ver mummt, mit Schellen und Russbesen, der am Heiligen Abend durchs Dorf führt (und im Wirtshaus endet)<sup>22</sup>. Wenn statt dem Treiben dieser rauhen Gesellen ein frommer Gesang Weihnachten einleiten könnte, so würde, träumt Pfarrer Linder,

«die ganze Gemeinde vor die Häuser treten und freudig den HErrn Jesum mit Euch [den singenden Kindern] bewillkommen. Und der alte Bannbruder, wenn er noch lebte, würde sagen: Das ist doch was anders als der dumme Neuneklingel, den wir ehemals gehabt haben; das war, glaub ich, noch etwas vom alten Heidenthum?»<sup>23</sup>

Der Traum ging nur halb, und dies spät, in Erfüllung: die Nünichling-

<sup>21</sup> Tatsächlich ging es darum, Religion auch zu einer Sache des Gemüts zu machen, wozu die Liturgie eine wichtige, in der reformierten Kirche lange verschmähte Hilfe darstellte. Linder, durch seine Erziehung mit den reicheren Formen herrnhutischer und lutherischer Gottesdienste vertraut, machte auch sonst Anregungen und Versuche in diese Richtung; vgl. seine «Aufsätze über die Amtsverrichtungen eines Pfarrers im Kanton Basel, besonders in Ziefen» von 1817 (Universitätsbibliothek Basel Ms. Kirchenarchiv 225; die Anregungen zur Konfirmationsfeier sind zitiert in meiner Arbeit «Konfirmation in Stadt und Landschaft Basel», Basel 1975, S. 108 ff.).

<sup>22</sup> Eine Beschreibung des heutigen Verlaufs in der «Heimatkunde von Ziefen» (wie Anm. 19, S. 157 f., mit Lit.); die Nünichlingler, eine Regionalform der weihnachtlichen Maskenbräuche, waren früher weiter verbreitet; vgl. ASV II, 196 und 199.

<sup>23</sup> Die weise Antwort lautet: «Mag wohl sein. Aber es ist nicht genug, dem Volk eine Freude zu nehmen; man muss ihm auch etwas Besseres dafür geben; sonst ist man mit der besten Meinung unbarmherzig.»

ler leben noch, aber seit 1945 findet nach ihrem Spektakel ein Mitternachtsgottesdienst in der Kirche statt<sup>24</sup>.

Mag bei der Beschreibung kirchlicher Weihnachtsfeiern die Phantasie mit dem Verfasser durchgegangen sein, so schildert er in den Szenen um den häuslichen Weihnachtsbaum ohne Zweifel eine auch den dörflichen Lesern bekannte Realität<sup>25</sup>. Wir haben in seinem Bericht ein glaubwürdiges, exaktes und sehr aufschlussreiches Zeugnis aus der Frühzeit des Christbaums und der Familienweihnachtsfeier im Baselbiet vor uns. Genau sind die Angaben zur Baumart – Stechpalmenbuschen<sup>26</sup> – und zum Fund- oder Schlagort, ausführlich diejenigen zum Schmuck, wie er in einem Dorf von Posamentier-Heimarbeitern<sup>27</sup> und Bauern greifbar war: Äpfel, vergoldete Nüsse und Trauben sind Zeichen einer reichen Ernte. «Und die weißen, rothen, blauen, grünen Bänder, woran diese Gaben Gottes hängen, mahnen euch an den reichlichen [?] Passamenterverdienst, der ebenfalls ein Segen Gottes ist.» Ein Bibelspruch, auf einen herzförmigen Zettel geschrieben<sup>28</sup> und Lebküchlein oder Zuckerbrötchen, «schöne Bildlein von Sissach»<sup>29</sup>, mit folkloristischen, häuslichen und biblischen Motiven<sup>30</sup> ergänzen den Schmuck. Zuletzt

<sup>24</sup> Heimatkunde (wie Anm. 19, S. 177); es sei der bestbesuchte des ganzen Jahres.

<sup>25</sup> Wäre das Lichterbäumchen noch unbekannt gewesen, so hätte auch hier der Vergleich mit dem Freiheitsbaum unverständlich erscheinen müssen. Zudem war Linder ein guter Beobachter und Kenner der Verhältnisse und, so weit nicht sittliche, theologische oder pädagogische Grundsätze dagegen sprachen, ein durchaus brauch- und zeremonienfreundlicher Mann.

<sup>26</sup> Der Zwischensatz «Buchs gibt es, glaub ich, dort [im Bloond] nicht» deutet darauf hin, dass Linder anderswo, vielleicht in Deutschland, Buchsbäumchen an Weihnachten gesehen hat. Sie erscheinen in zwei frühen höfischen Zeugnissen, der bekannten Schilderung der Liselotte von der Pfalz und einem Aufsatz Friedrich Leopolds zu Stolberg (abgedruckt bei Hans Trümper, Ein frühes schweizerisches Zeugnis für den Weihnachtsbaum, in: SVk 44, 1954, S. 78).

<sup>27</sup> Ziefen und die anderen Gemeinden des Reigoldswilertals wiesen einen besonders hohen Bestand an Bandstühlen auf, waren also ökonomisch sehr auf gute Beziehungen zu den Basler Seidenbandfabrikanten angewiesen, was mit ein Grund für ihre Stadttreue in den Trennungswirren war.

<sup>28</sup> Er erinnert an die Inschriften und Sinnsprüche, die die Freiheitsbäume und andere festliche Dekorationen der Zeit (etwa Triumphbogen und Girlanden bei Schützen- und Jugendfesten) schmückten. Karten in Glocken-, Stern- und Kreuzform, mit Bibelsprüchen und frommen Gedichten bedruckt, sollen noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in pietistischen Kreisen als einziger Christbaumschmuck verwendet worden sein (Eva Stille, Alter Christbaumschmuck, Nürnberg 1972, S. 12).

<sup>29</sup> Von einem Sissacher Zuckerbäcker hergestellt oder auf dem dortigen Markt gekauft? Eduard Strübin, Baselbieter Volksleben, Basel<sup>2</sup> 1967, erwähnt S. 244 ungefähr für die gleiche Zeit «Zuckerbildli – eine Art dünner Änisbrötchen, mit dem Holzmodel ausgestochen und oft bemalt».

<sup>30</sup> Linder zählt auf: «Die Schäflein mit dem Hirten, der auf dem Kuhreihen

«befestigen wir noch die Lichter an die Bäumlein, denn *die* dürfen nicht fehlen. Und am frühen Morgen, wenn draussen noch die Sternlein an dem kalten Himmel funkeln, da zündet Vater und Mutter diese Lichter an... Über dem Geschäfte werdet ihr dann gewiß erwachen; und dann geht der Jubel an, wenn alles glänzt und funkelt.»

Eine eigentliche Feier, ein besonderes Zeremoniell ist mit dem Baum also nicht verbunden; die Kinder werden einfach durch die bunte, hell strahlende Überraschung geweckt. Unter dem Baum, der in der Stube an der Decke hängt (vgl. oben), mögen in reicheren Familien noch ein paar nützliche Geschenke liegen, die sich «unten im Korbe des Weihnachtskindleins» fanden oder die «die Eltern dazu gethan haben»: ein erbauliches Büchlein oder Neues Testament, ein Tuch, Strümpfe oder Hosen. Die Rute aber, die sonst auch dazu gehört, sollten lieber nur die Eltern zur Hand nehmen.

Ein solches «Ziefener» Bäumchen stellt kein Unikum dar. Es gleicht dem älteren stachligen «Wiehnechtchindli-Baum» Johann Peter Hebels mit seinen Zuckerblumen, Äpfeln, roten Seidenbändern, mit Fazenetli, Rute und Gebetbüchlein<sup>31</sup> – Linder mag es gekannt haben. Auch in anderen Baselbieter Dörfern hingen oder standen solche Stechpalmenbäumchen<sup>32</sup>, in grosser Zahl aber erst in den Jahren nach 1850<sup>33</sup>, und auch da noch nicht überall mit Kerzen. Ziefen und Maisprach stellen also ausgesprochen frühe Belege dar, ob für etwas noch Aussergewöhnliches oder schon allgemein Übliches, lässt sich

---

spielt» (also höchstwahrscheinlich, nach freundlicher Auskunft von Dr. Brigitte Geiser, ein Alphornbläser – ein zu jener Zeit beliebtes Motiv für Weihnachtsgebäckmodel), «der Wilhelm Tell mit dem Büblein... das Büblein in der Wiege... die Spinnerinn mit dem großen Rocken... die Henne mit dem Küchlein... das Jesuskindlein mit der Maria auf dem Eselein».

<sup>31</sup> Hebel (wie Anm. 1 und 14); Kerzen oder Lichter sind aber nicht erwähnt. In der Ausgabe von 1826 findet sich zum ersten Gedicht eine Illustration (von Benjamin Zix), die einen an der Decke hängenden Baum zeigt.

<sup>32</sup> Stechpalmen kamen, laut ASV II, 157, zur Aufnahmezeit in Wenslingen, Läufelfingen und Reigoldswil noch vor, während man sich in Lausen und Sissach wenigstens noch daran erinnerte. Laut Strübin (wie Anm. 29, S. 244) waren sie um 1875 auch in Gelterkinden und Langenbruck üblich. Erst langsam verdrängte die wertvollere Tanne, die offenbar als Freiheitsbaum ausschliesslich verwendet wurde, die billigeren Büsche.

<sup>33</sup> Ein anderer Weihnachtsbrief an eine ungenannte Baselbieter Gemeinde von einem anonymen Verfasser im «Volksboten» vom 26. 12. 1833 spricht über Weihnachten als Frühling im Winter, erwähnt Krippe und Weihnachtslieder, sagt aber kein Wort vom Weihnachtsbaum. Strübin (wie Anm. 29, S. 244) nennt Titterten, das Nachbardorf zu Ziefens Filialgemeinde Arboldswil, als frühesten Beleg: dort habe nach 1830 der Lehrer den Baum in der Kirche eingeführt. Um 1860 sei er in den meisten, auch abgelegenen Dörfern bekannt geworden. Der ASV II, 157 ergänzt, dass um 1850 in Sissach erst im Pfarrhaus ein Kerzenbaum gestanden habe und dass es auch in Reigoldswil früher nur Bäume ohne Kerzen gab.

allerdings nicht ausmachen<sup>34</sup>. Dafür deutet die betont christliche Interpretation, die sich auch aus der Verbindung mit dem Freiheitssymbol ergibt, auf eine auch sonst bezeugte Beeinflussung des Brauchs durch Pfarrhäuser oder kirchliche Familien hin<sup>35</sup>; im Fall Ziefens ist denkbar, dass Linder selbst als erster einen Lichterbaum aufgestellt hat, Nachahmer fand und mit seinem Brief nun dem Brauch noch allgemeiner zum Durchbruch verhelfen wollte, gerade indem er das Weihnachtsbäumchen als das bessere und schönere Freiheitssymbol darstellt als die berühmt-berüchtigten Freiheitstannen. In gewissem Sinn mag also das weltliche Revolutionszeichen, zumindest im Baselbiet, zum Siegeszug seines friedlich-frommen Bruderbaums beigetragen haben, womit die von unseren Gewährsleuten hergestellte Beziehung zwischen den beiden Phänomenen tatsächlich keine bloss gedankliche wäre.

Noch in einer anderen Hinsicht könnte der Weihnachtsbrief Pfarrer Linders auf einen Übergang im Brauchverhalten hinweisen: Er spricht zwar vom Weihnachtskind, das nächtlicherweile Bäumchen und Gaben bringt – so wie die Maispracher den bescherenden heiligen Christ zitieren –, erwähnt aber doch auch die Eltern, die für die Geschenke gesorgt haben und die Lichter anzünden, führt also die Fiktion einer bescherenden Gestalt nicht völlig durch, vielleicht weil sie gerade in ländlichen Verhältnissen nicht oder noch nicht der gängigen Auffassung entsprach<sup>36</sup>.

Es sollte hier nicht darum gehen, eine Kleinigkeit so lange zu vergrössern, bis sie grossartig wirkte. Es sollte vielmehr versucht werden, auch das Unscheinbare und Einzelne als Zeichen zu verstehen, als Glied in grösseren Zusammenhängen, die zu erkennen jede Detailforschung ja überhaupt erst sinnvoll und erfreuend macht. Die Volkskunde der «Basler Schule» ist hierin eine vortreffliche Lehrmeisterin.

---

<sup>34</sup> Es ist auffallend, wie Linder betont, dass ein Weihnachtsbäumlein (im Unterschied zum Freiheitsbaum) in *jedes* Haus gehöre.

<sup>35</sup> Ausdrücklich erwähnt im ASV II, 157.

<sup>36</sup> Vgl. dazu ASV II, 154; Ingeborg Weber-Kellermann (wie Anm. 5) hat den Übergang vom Schenken zum Bescheren als wichtigstes Strukturmerkmal des bürgerlich-familiären Weihnachtsfests hingestellt.